

Kleine Schulen, kleine Probleme

Die Realschulen bieten eine gute Alternative zum Gymnasium. Allerdings eine, die oft übersehen wird. Das wollen die Schulleiter ändern.

Von Matthias Trausch

Nach dem Prinzip der Aufmerksamkeitsökonomie erfährt vor allem das Beachtung, was Probleme bereitet. Was gut läuft, interessiert niemanden. So ist es auch mit den Realschulen. Während im Römer und in der Elternschaft über leere Hauptschulen, knappe Gymnasialplätze und neue Gesamtschulen diskutiert wird, machen sie einfach ihre Arbeit. Etwas mehr öffentliche Wahrnehmung würde der Schulform allerdings guttun, meinen Nike Jaschinski, die Leiterin der Deutschherrenschule, und ihre Kollegen Hans Werner Jorda von der Fürstenbergerschule und Marlen Schulze von der Louise-von-Rothschild-Schule.

„Wir wollen den Eltern aufzeigen, dass es nicht nur Gymnasien und integrierte Gesamtschulen gibt“, sagt Jorda. Dabei leiden die Frankfurter Realschulen nicht unter mangelnder Nachfrage. Zu diesem Schuljahr gab es für die fünften Klassen so viele Anmeldungen, dass die Kapazitäten gerade ausreichten. Das könnte in den nächsten Jahren zum Problem werden, weil erfahrungsgemäß bis zu 20 Prozent der Kinder, die nach der Grundschule auf ein Gymnasium gehen, dort überfordert sind und die Schulform wechseln müssen. Das wird allerdings schwer werden, wenn die Jahrgänge in den Realschulen bis an den Rand voll sind.

Es gehe also nicht darum, mehr Schüler zu bekommen, sagt Jaschinski. „Es geht darum, die richtigen anzusprechen.“ Damit meint sie Kinder, die prinzipiell leistungsstark sind, die im Grundschulzeugnis mindestens Zweien und Dreien, vielleicht auch ein paar Einsen stehen haben. Gute Noten bedeuteten nicht zwangsläufig, dass das Gymnasium die geeignete Schule sei. Manche Kinder seien in der fünften Klasse noch nicht so weit, sich in einem Gymnasium mit sechs Parallelklassen und Oberstufe, also mehr als 1000 Schülern, zurechtzufinden.

Marlen Schulze nennt das Beispiel einer Schülerin von der in Bornheim gelegenen Louise-von-Rothschild-Schule. „Das Mädchen hätte es auch auf dem Gymnasium geschafft.“ Die Mutter habe aber ge-



Werben für ihre Schulform: Nike Jaschinski von der Deutschherrenschule (links), Hans Werner Jorda von der Fürstenbergerschule und Marlen Schulze von der Louise-von-Rothschild-Schule
Fotos Wolfgang Eilmes, Felix Schmitt, Astis Krause

merkt, dass ihre Tochter unter der Unübersichtlichkeit und dem Konkurrenzdruck leiden würde, und sie auf die Realschule geschickt. „Bei uns war sie immer vorn dran, ist mit einem Notenschnitt von 1,1 abgegangen und macht jetzt an einem Oberstufengymnasium Abitur.“

An der Rothschild- und der in Sachsenhausen gelegenen Deutschherrenschule machten 80 bis 90 Prozent der Schüler einen Abschluss, der sie befähige, die allgemeine oder die Fachhochschulreife anzustreben, sagen Schulze und Jaschinski. Aber auch wenn die Noten dafür nicht ausreichten oder die Schüler sich für eine Ausbildung entschieden, hätten sie wegen der intensiven Berufsorientierung gute Zukunftsaussichten.

Acht eigenständige Realschulen gibt es in Frankfurt, außerdem fünf verbundene Haupt- und Realschulen. Jaschinski, Jorda und Schulze wollen das Profil der reinen Realschulen als kleine Systeme mit 300 bis 500 Schülern schärfen. Der direkte Bezug zu den einzelnen Kindern und Jugendlichen sei das Wichtigste, sagt Jorda. Das gelte für den Unterricht, in dem der Lehrer die Struktur vorgebe, aber auch für den Schulalltag insgesamt. „Wir merken schnell, wenn jemand öfter zu spät kommt oder sich zu früh verabschiedet.“

Nicht nur die Schülerschaft sei überschaubarer, sondern auch das Kollegium, sagt Jorda. Unter 35 Lehrern seien Absprachen schneller und einfacher zu treffen als unter 100. Das führe zu einem geschlossenen Handeln und verlässlichen Rahmenbedingungen. Auch zu den Familien werde enger Kontakt gesucht, sagt Schulze. An ihrer Schule gebe es zum Beispiel „Triangel-Gespräche“, bei denen ein Schüler mit den Eltern und dem Lehrer an einem

Tisch sitze. Die Treffen fänden regelmäßig und für alle statt – und nicht nur dann, wenn es Probleme gebe. Es werde auch viel gelobt und am Ende würden gemeinsame Ziele vereinbart. Ein anderes Beispiel für den Vorteil einer kleinen Einheit sei das Konzept zur Pflege des Schulhauses: Die Rothschild-Schüler kümmerten sich um das Gebäude, indem sie die Flure fegten und die Sauberkeit der Toiletten kontrollierten.

In der öffentlichen und politischen Debatte geht es freilich um andere Dinge: Im Schulentwicklungsplan der Stadt werden die Realschulen kaum genannt, bei den in den vergangenen Jahren geplanten oder eröffneten weiterführenden Schulen handelt es sich ausschließlich um Gymnasien und integrierte Gesamtschulen. Damit könnten Jaschinski, Jorda und Schulze sich abfinden – was sie stört, ist die Tatsache, dass der Fokus vieler Eltern nur auf dem Gymnasium liegt, weil sie glauben, alles andere käme einem Scheitern gleich.

Diese Haltung sei fatal, sagen Schulze und Jorda. Manche Eltern entschieden sich gegen die Empfehlung der Grundschule für ein Gymnasium nach dem Motto: „Wir probieren es einmal aus – zur Not wird es mit Nachhilfe schon klappen.“ Oft reiche es dann aber doch nicht, und Schüler, die gescheitert seien, hätten es schwer. Die Realschulen gäben sich zwar Mühe, die querversetzten Schüler aufzufangen, aber das gelinge nicht immer. Zumal oft einfach der Platz fehle: Sie habe zu diesem Schuljahr sieben oder acht Schüler aufgenommen, aber 80 ablehnen müssen, sagt Jaschinski.

Unter dem Titel „Tradition und Innovation“ stellen sich die Realschulen am Montag, 14. November, vor. Der Informationsabend in der Orangerie im Günthersburgpark dauert von 19 bis 20.30 Uhr.